wohin keine Menschen kamen, wo er allein war, allein mit der Natur, der jubelnden, erwachenden Frühlingspracht.

Und nun mit einmal war das Wunder geschehen, an das er selbst nicht geglaubt hatte, — er war ein Anderer geworden, wie umgewandelt, — fort der Marasmus, fort die Blasirtheit, — Kraft ist wieder da, junge frische Lebenskraft und Lebensfreude, und Hoffnung für die Zukunft, der er mit leuchtenden Augen nun entgegensah.

Das hohe Lied — — —

Ja, nun war's erwacht, was in ihm so lange geschlummert hatte, nun lebte es wirklich, — nicht nur in seiner Einbildung, nein! nein! wirklich und wahrhaftig war's nun da, — die Liebe! die heilige, große Liebe!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und täglich ist er dann hinausgepilgert, täglich hat er sie besucht, hat ihre Eltern kennen gelernt, brave, einfache, herzgute Leute, und täglich hat er sie mehr lieben gelernt, sein Mädchen, seinen guten Engel, seine Retterin.

Und als der Herbst dann ins Land kam, da standen die beiden Glücklichen am Altar.

Bunte Zeitung.

In der Schulzengemeinde zu Mallinghausen (Kreis Solingen) ist in den weiblichen Handarbeiten bislang kein Unterricht ertheilt. Die Dorfväter weigerten sich hartnäckig, eine Lehrerin anzustellen, da von den wenigen Schülerinnen nur durchschnittlich zwei an dem Unterricht theilzunehmen hätten. In letzterer Zeit ist jedoch der Gemeinde allen Ernstes aufgegeben, eine geeignete Person für dieses Fach anzustellen. Für wenig Geld war eine solche aber nicht zu bekommen. Damit nun der Dorfsäckel nicht zu sehr erleichtert würde, wandte man sich an die kgl. Regierung mit der Bitte, diesen Unterricht dem Lehrer zu übertragen, da dieser meisterhaft Strümpfe stricken und stopfen, auch Knöpfe annähen und selbst flicken könne. Die königl. Regierung theilte aber dem Schulvorstand mit, daß die Vorbildung des Lehrers in diesen Fächern nicht genügend erscheine und daß die Ertheilung dieses Unterrichts durch einen Lehrer durchaus unstatthaft sei. Es sei deshalb sofort eine weibliche Person zu beschaffen.

Aus dem Leben der Regimentstochter von Kekskholm, des Fräuleins Marie Kekskholmsky, deren Vermählung jüngst angezeigt wurde, veröffentlicht die „Gazetta Polska" folgende Einzelheiten: Am Abend des 12. Jan. 1877 kurz nach der Schlacht bei Karagatsch durchschritten die Kekskholm-Grenadiere bei einer furchtbaren Kälte da Tundjuthal, um sich nach Adrianopel zu begeben. Der ganze Weg war mit Menschen- und Thierleichen übersät und Wolken von Raben und Krähen schwebten über dem Todienfelde. Gerade als die letzte Compagnie des Regimentes durch das grausige Leichenthal zog, hörten die Soldaten den schwachen Schrei eines Kindes, der mitten aus einem Todienhaufen kam. Die Grenadiere eilten hinzu und fanden den reichgekleideten Leichnam einer jungen Frau, an deren Brust ein noch lebendes kleines Mädchen lag. Man hüllte die Kleine in einen warmen Soldatenmantel, legte sie in einen Trainwagen, der den Truppen folgte, und die Grenadiere beschlossen, bei der Pflege des Kindes einander abzulösen. Als der Krieg beendigt war, wurde die kleine Waise vom Stabe des Regiments adoptirt. Die verstorbene Kaiserin Maria Alexandrowna befahl, ihr den Namen Maria Kekskholmsky zu geben und ließ sie auf ihre Kosten im Warschauer Alexander-Marie-Institut für junge Mädchen erziehen. Während ihrer Schuljahre wußte sich Marie die Zuneigung aller ihrer Schulgenossinnen und Lehrerinnen zu erwerben; an den muthwilligen Streichen ihrer Freundinnen wollte sie jedoch nie theilnehmen; sie sagte in solchen Fällen stets: „Ich will nicht, daß mein Regiment sich meiner schämen soll." Nachdem sie die Anstalt verlassen hatte, wurde das Mädchen in die Familie des Generals Panintin aufgenommen und von diesem im Jahre 1890 in Lück der Kaiserin vorgestellt. Während der 15 Jahre, die seit der Adoption verflossen sind, haben die Offiziere des Kekskholm-Regiments für ihre „Tochter" eine ansehnliche Mitgift gesammelt. Die Verlobung der jungen Dame wurde sowohl der Kaiserin als dem Chef des Regiments, dem Kaiser Franz Josef von Oesterreich angezeigt.

Verstand der Hunde. Der Gendarm Offermann in Ankum erzählt folgende Geschichte über einen langhaarigen deutschen Hühnerhund: „Nachdem der Lichtmeßmarkt vorüber war, mußte ich den Ort noch einmal der Länge nach abpatrouilliren, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Es mochte 2½ Uhr morgens sein, als ich den Marktplatz passirte und von dem K.'schen Hunde, mit dem ich sonst gar nicht auf freundschaftlichem Fuße stand, in liebenswürdigster Weise gestellt wurde. Sein freundliches Benehmen fiel mir auf und redete ich ihn ebenso freundlich an, worauf er mich an dem Schoße meines Mantels packte und mit sich fortzog. Wir gingen um die K.'sche Hausecke zur Wagenremise und Tancred zeigte mir daselbst einen im Schnee liegenden betrunkenen Mann. Augenscheinlich konnte ich an den Hundespuren sehen, wie der Hund sich schon vorher um den Menschen bemüht hatte. Nachdem ich dann noch einige, ihre Buden abbrechenden Marktkrämer herbeigerufen hatte und wir den Mann in die Wache gebracht hatten, beruhigte sich das verständige Thier und nahm seine Wachtstelle auf der Haupttreppe wieder ein."

Aus der Kinderstube. Mutter: „Kinder, seid heute schön brav! Der Vater hat eine kranke Hand — der kann Euch heut' nicht anständig hauen!"

Großer Fortschritt. Tante: „Nun, Else, laß mal hören, was du schon französisch gelernt hast. Ruf einmal die Gouvernante auf französisch; sie soll herkommen!" — Else: „Pit! pit!"

Erkannt. Sonntagsreiter: „Also, ich nehme das Pferd hier für eine Stunde!" — Pferdeverleiher: „Aber eine Stunde brauchen Sie doch, um das Pferd wiederzufinden!" (Fl. Bl.)

Sonderbare Schlußfolgerung. Zwei Freunde erwarten im Café einen dritten. Derselbe bleibt lange aus und die Wartenden werden schon recht ungeduldig. Endlich tritt ein kleiner dicker Herr in das Lokal, der — es aber wieder nicht ist. „Du," meint der Eine, „jetzt muß er bald kommen, — der sieht ihm schon recht ähnlich!"

Sehr tief blicken läßt ein Inserat, welches sich in einem Krefelder Blatte findet. Das Inserat dankt allen denjenigen, welche sich an einer Beerdigung betheiligt haben, besonders aber dem (mit Namen aufgeführten) Fahnenträger für seine „pünktliche, schneidige und — nüchterne Haltung."

In der Probe. Musikdirektor: Welches Lied, gnädige Frau, wollen Sie im Konzert singen?" Gnädige Frau: „Ich singe die Arie: „Noch heut' verlasse ich dies Haus und ziehe weit ins Land hinaus" — Sie werden mich doch begleiten, Herr Musikdirektor?"

Im Eifer. Geheimpolizist: „. . . . Ihr Verdacht gegen Ihren Kassirer bestätigt sich, wie mir scheint, nicht, und können Sie seiner Ehrlichkeit wegen ruhig sein. Er treibt keinerlei Aufwand, lebt allerdings anständig . . .!" Prinzipal (ihn unterbrechend): „Ja, aber . . . das ist es ja eben; von dem Gehalte, den ich ihm gebe, kann er absolut nicht anständig leben" (Fl. Bl.)

Immer praktisch. Handlungsreisender K. (als er von einem Hausknecht herausgeworfen wird): „Bitte recht freundlich, Herr Hausknecht, schmaißen Se mer hinaus auf den Rücken, da juckt mer's g'rade!"

Moderne Dienstboten. Hausfrau: „Aber, Auguste, was fällt dir denn ein? Das hier ist nun schon der zweite Teller, den du diese Woche entzwei gemacht hast!" — Auguste: „Ja, was schadet denn das, Madame? Wir haben doch jetzt den patentirten Porzellankitt!"

Im Eifer. „Sei doch nicht so laut, Huber! Drüben am Nebentisch hat eben ein Herr gerufen: Dem Schreimaul sollt' man doch etwas Bildung beibringen!" — „Was, wer hat gerufen? . . . . Den möcht' ich sehen, der mir Bildung beibrächt'!"

Verunglücktes Kompliment. Fräulein: „Herr Meier, wie haben Sie mich denn so schnell erkannt?" — Herr: „Ach, mein Fräulein, Sie sehen ja Ihrer Frau Mama schaudderhaft ähnlich."

Originelle Klage. Richter: „Ihr habt dem Wastl eine Ohrfeige gegebe und verklagt ihn nun wegen Schadenersatz?!" — Kläger: „Freili'! I' hab' mir ja d' Hand dabei verstaucht, daß i' vierzehn Tag' nix hab' arbeit'n könna!"

Wissenschaft. Kunst. Litteratur.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl vorbehalten:

Alpensagen. Von Maria Savi-Lopez. Illustrirt von Carlo Chessa. Deutsch von Alfred Ruhemann. Stuttgart 1893, Adolf Bong & Co.

Auch ein Hohenzoller. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von Matthias-Tendering. Berlin 1892, Verlag von Freund u. Jeckel (Karl Freund). 2 M.

Rp. Septische und aseptische Gesänge eines Mediziners von J. N. Gspandl. München, Fr. Baßermann.

Eifersucht der Seelen. Roman von Erich Meyer. Berlin, Otto Janke. 4 M.

Sand in die Augen. Roman von Karla Eden. Berlin, Otto Janke. 5 M.

Roland. Roman von Hans Werder. Berlin, Otto Janke. 6 M.

Liebeswirren. Novellen von Hanna Schomacker. Hamburg 1893, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter), Kgl. Hofbuchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 272. Halle a. d. S., Sonnabend den 19. November 1892.

[43]

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

Der Arzt beeilte sich, die Wünsche der Kranken zu erfüllen . . sie winkte ihm, ihr die Briefe zu bringen und den Schlüssel, nachdem er den Schrank wieder zugeschlossen.

„Es ist um Lebens- und Sterbenswillen", sagte Frau Abraham, „ich vertraue Ihnen diese Briefe an. Wenn ich wieder genesen sollte, erbitte ich sie mir von Ihnen zurück. Sollte ich aber sterben — nun, so übergeben Sie dieselben dem Grafen Fehrenthal."

„Dem Grafen!" fragte der Doktor erstaunt.

„Wir sind arme Leute, Doktor . . einen Augenblick . . ich muß Athem schöpfen . . o, wie mich alles hier schmerzt . . jedes Wort muß ich theuer bezahlen, vielleicht nicht zu theuer für die Ruhe meiner Seele."

Bingen ging im Zimmer auf und ab; er vergaß den Arzt über die Rolle des Beichtvaters, die ihm aufgedrängt wurde. Als er sich wieder an das Sopha gesetzt, begann Frau Abraham:

„Wir sind arme Leute . . wir sind wie die Lumpensammler, die im Kehricht wühlen und bisweilen tragen wir in unserer Hucke etwas Werthvolles mit nach Hause; denn es ist ja nicht der Kehricht auf der Straße, sondern der, welcher aus den Salons und dem Leben ihrer Bewohner zusammengefegt wird. Wir finden Geheimnisse und setzen unsern Preis dafür. Ich hatte deren zwei . . der Graf schätzte sie nicht hoch genug . . da gab ich das eine preis, dort, wo es ihm die größten Unannehmlichkeiten bereiten mußte; er sollte den Preis des andern und wichtigern um so höher schätzen lernen. Ich hatte auf alles gerechnet, auch auf seinen Zorn . . nicht auf seinen Wahnsinn . . und das muß ich büßen."

Sie schwieg wieder; ihr Athem stockte; angstvoll stöhnend warf sie sich auf die Seite. Nach einer Pause fragte der Doktor:

„Und das andere, wichtigere Geheimniß?"

„Liegt in diesen Briefen. Bei Gott, ich würde es dem Grafen theuer verkaufen, wenn ich genese. Sterb' ich, so will ich's nicht als Erbstück meinem Manne hinterlassen. Er hat's nicht um mich verdient; er seilscht mit mir um jeden Groschen und, weiß Gott! was er für einen Gebrauch davon machen würde. Ich leg's in die Hände eines braven Mannes, wo es gut aufgehoben ist . . . und es ist eine edle That, einem armen Wesen die Unterstützung eines reichbegüterten Mannes zu sichern."

„Wenn Sie mich zum Wächter Ihres Schatzes machen," versetzte der Doktor, „so will ich doch nicht über seinen Werth und Inhalt im Dunkeln tappen."

„Sie geloben mir größte Verschwiegenheit auf Ihr Mannes-wort?"

„Ich gelobe sie," sagte Bingen.

„Diese Briefe und ein Ring, den ich dem Fräulein von Senden verkaufte, beweisen, daß die Sängerin Theresa Stern die Tochter des Grafen Fehrenthal ist."

Der Doktor war aufs höchste überrascht — er durfte hoffen, daß Theresa's Geschick; an dem er so innigen Antheil nahm, sich freundlicher gestalten werde. Doch des Grafen unselige That, seine geistige Umnachtung . . . vielleicht waren alle diese Hoffnungen eine neue Täuschung.

„Ich war die Freundin ihrer Mutter — und sie schenkte mir den Ring, ehe sie den Tod gesucht!"

„Allen Ihren Mittheilungen schenke ich den vollsten Glauben. Was Sie mir von der Mutter erzählen, habe ich schon früher von anderer Seite gehört, die vollständig berechtigt war, Zeugniß abzulegen, und so fügt sich Ring an Ring zu einer wohlzusammenhängenden Kette! Wohl denn, ich nehme die Briefe an mich und hoffe, sie Ihnen bald zurückgeben zu können . . . wenn Sie sich schonen! Keine Unterredung mehr wie diese, es würde Sie zu sehr erschöpfen. Ich gehe und rufe Ihre Pflegerinnen."

Draußen war es still geworden — nur Abraham stand mit einer Diakonissin im Salon und die gutherzige Leontine wollte noch das letzte Bulletin über das Befinden der Kranken mit nach Hause nehmen. Doktor Bingen weihte die Diakonissin in die Erfordernisse der Pflege ein, welche der Zustand der Kranken heischte.

„Eine kräftige Natur!"

Abraham bestätigte dies mit einem Seufzer.

„Sie wird sich durchhelfen."

Mit diesem Trost verließ der Arzt den Salon.

6.

Am nächsten Tage, nachdem Doktor Bingen Kunde von des Grafen Verhaftung erhalten, eilte er selbst hinaus nach Helmersheim, um der Familie Senden diese peinlichen Vorgänge in möglichst milder Form mitzutheilen. Er wünschte zuerst den Baron zu sprechen; doch dieser hatte sich noch nicht von seinem Lager erhoben. Auf einen Besuch bei der Baronin glaubte Oswald verzichten zu müssen, denn sie pflegte erst gegen Mittag aufzustehen und brauchte Stunden, um mit ihrer Toilette fertig zu werden, in der ihr hauptsächlichstes Tagewerk bestand. Wie war aber der Doktor überrascht, als er, im herbstlichen Park auf- und abgehend, auf einmal der Baronin begegnete, in reizender Morgentoilette, etwas Thaufrisches in ihrem Wesen, und so lebhaft, wie er sie nie gesehen. Der Herbstwind, der draußen über die Stoppeln fuhr, streute ihr zwar einige gelbe Blätter auf die gelösten blonden Locken, doch dieser leise Hohn der Natur kümmerte sie weiter nicht — blüht doch auch die Herbstzeitlose mit aller Farbenpracht auf dem verödeten Acker. Der Doktor mußte sich bekennen, daß die Frau in der That noch anmuthig und verführerisch sei; er konnte sich diese plötzliche Umwandlung der gelangweilten Salondame in ein lebensfreudiges Weib nicht erklären und fürchtete fast nach frühern Erfahrungen, daß diese neuerwachte stürmische Lebenslust sich ihn selbst zum Opfer ausersehen könne.

Doch er konnte sich bald beruhigen, denn hinter der Dame des Hauses wie ihr Schatten tauchte aus dem Gebüsch eine Gestalt auf, in der er alsbald seinen Bruder Lothar erkannte. Er trug einen alten Strohhut, dessen Krempe ihren Zusammenhang mit dem Ganzen sehr gelockert hatte, den er für diesen Spätsommerfeldzug auf dem Lande aus dem Erbbegräbniß seines Kleiderschrankes hervorgesucht, und auch sein Jaquet stammte von dort; es hatte einen künstlerischen Schnitt, aber es zeugte von verblichener Herrlichkeit. Er rieb sich die Hände; ihn fröstelte im Herbstwind; doch er wollte an Jugendlichkeit nicht hinter der Herrin des Hauses zurückstehen, die, sonst so verwöhnt und verzärtelt gegen die Unbill des Wetters, heute ganz unempfindlich schien.

„Die Herren kennen sich," sagte sie mit fröhlichem Lachen. „Sie wundern sich wohl, daß ich so früh auf bin? Denken Sie sich, Doktor . . . heute früh erhalte ich einen Brief . . . eine entfernte Verwandte hat mir ein schönes Legat vermacht . . . das ist ein Wecker, wie ihn keine Schwarzwälder Uhr aufzuweisen hat. Da fühlt man sich auf einmal frei und unabhängig. Mein Gatte darf davon natürlich nichts erfahren . . . das werde ich schon einzurichten wissen; ist es nicht traurig, diese Bevormundung durch das Gesetz, daß wir Frauen nichts für uns besitzen, genießen, verwalten können? Alles sollen wir den Männern hingeben — und wenn wir's damit in einen Abgrund schleuderten . . . nicht wahr, Herr Lothar?"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921119043/fragment/page=0001

Oswald schien sich über diese vertrauliche Anrede zu wundern; Leonie merkte dies und fügte hinzu:

„Man kann doch zwei Brüder nur durch ihre Vornamen unterscheiden."

„Das Gesetz," sagte Lothar, sich sein Jaquet fester zuknöpfend, „ist ungerecht — als wenn eine verheirathete Frau aller Menschenrechte verlustig ginge; das einzige Recht, das ihr bisweilen dafür übrig bleibt, ist das auf ewige Langeweile. Hat sie einmal über ihr Herz verfügt, man könnte sagen testirt, denn sie selbst ist in der Ehe oft mehr eine selig Verstorbene als eine selig Lebende, so soll sie über nichts anderes mehr verfügen dürfen . . . das ist Sklaverei!"

„Glücklicherweise," versetzte die Baronin, „ist das Legat mir ausschließlich für meinen Nutzen und Nießbrauch vermacht worden und das wird, so viel ich weiß, respektirt."

„Gnädige Frau," sagte Oswald, „ich muß Ihre liebenswürdigen Mittheilungen unterbrechen; nichts Erfreuliches, nur eine Trauerkunde bring' ich mit — Graf Fehrenthal hat gestern in einem Anfalle von Tobsucht Frau Abraham schwer verwundet und ist verhaftet worden."

„Was du sagst," meinte Lothar, „das ist ja sehr interessant."

Die Baronin erschrack; sie wußte sich anfangs diese That nicht mit allen ihren Folgen zurechtzulegen; sie fühlte nur, daß dies ein Unglück für ihr Haus sei.

„Die arme Marie," seufzte sie.

Es trat eine längere Pause ein — die Baronin streifte nachdenklich von einem abgerissenen Ahornzweige die welken Blätter ab.

„Darf ich die Herren in unsern Salon bitten," versetzte sie, „ich eile voraus, um meinen Gatten zu rufen."

Sie fühlte sich betroffen und musicher der erschütternden Kunde gegenüber — gleichwohl vergaß sie nicht, so graziös kokett durch die Gänge des Gartens dahinzugleiten, daß die beiden Herren ihre flinke Jugendlichkeit bewundern mußten.

„Was du suchst du hier?" sagte Oswald zu Lothar mit düsterer Miene.

„Ich sammle Stoff für einen Feuilletonartikel, in welchem ich auf den Wunsch des Barons das Helmersheimer Schloß beschreiben will."

„Mit allen seinen Merkwürdigkeiten, nicht wahr? Und da beginnst du mit der Perle, welche in dieser Muschel sitzt! Das Bild der Frau Baronin würde vielleicht die beste Vignette des Artikels sein, wenn du ihn für ein illustrirtes Blatt schriebest."

„Ich schreibe ihn für . . . doch ich bin kein Tagelöhner, der hier wie in einem Steinbruch im Schweiße seines Angesichts herumklopft, um das Material für seine literarischen Bauten aufzuhäufen. Glaubst du denn, daß ich mich hier langweilen will? Der gute Baron ist von Kopf bis zu Fuß Rococo, ein ganz verschnörkelter Mensch mit lauter krausen Ideen; er ist eigentlich nur für den Karikaturenzeichner genießbar. — Jeder Mensch hat das Recht, sich sein Leben so angenehm wie möglich einzurichten — und wenn ich in eine Wildniß verschlagen bin, so nasche ich wenigstens einige süße Beeren. Der Baron mißfällt mir, die Baronin gefällt mir — das ist alles!"

„Ein Unstern hat dich hergeführt", versetzte der Bruder, „diese Baronin hat ein entzündliches Gemüth — und das sind wieder Funken für dein Strohfeuer. Sie führt ein freudloses Leben und hatte schon immer eine gleichsam auf der Lauer liegende Sinnlichkeit."

„Der ewige Moralprediger . . . die Naturen sind eben verschieden. Die Tugend kommt vielen im Schlafe, doch nicht alle haben Talent dazu. Und was wollten die Fakultäten, die Juristen, Mediziner und die Herren Seelenärzte machen, wenn alles so am Schnürchen ginge? Sie nähren sich von Lastern und Verbrechen, wie die Aasgeier von der Verwesung."

„Das ist grenzenlose Thorheit, Lothar! Jeder Beruf ist schön, der das Beste der Menschheit fördert."

„Nun, du Schädelbetaster und Kopfmesser, behauptest ja selbst, daß jeder Mensch die Summe ist von allem Ererbten und Erworbenen, Vater, Mutter und Amme, Licht und Luft machen ihn zu dem, was er ist. Dabei spielt die Natur oft wunderbar; es giebt zuweilen nichts Unähnlicheres, als zwei Brüder! Wir brauchen ja nicht weit nach einem Beispiel zu suchen. Du, der kühle Verstandesmensch, ich mit meiner glühenden Phantasie! Und da willst du mich hofmeistern? Ich bin einmal, wie ich bin, und wahrhaftig nicht der Schlechtere von uns beiden. Eure Weisheit schöpft ihr ins Danaidenfaß; sie läuft schon seit Jahrtausenden hindurch und die Menschheit ist nicht gescheidter geworden, als sie früher gewesen ist. Wir packen das frische Leben am Zipfel, und wenn uns Gespenster begegnen, da greifen wir frisch zu und finden unter dem weißen Geisterschleier athmendes, voll pulsirendes Leben."

„Und also wohl auch du?" meinte Oswald spöttisch.

„Das Genie empfängt man und man giebt es sich nicht . . und ich sage ohne Stolz und Eitelkeit, daß es meine Mitgift ist. „Durch die Mitwelt geht einsam mit flammender Stirne der Poet . . . es ist ein Märtyrerthum; denn wir fühlen mit allen, wir leiden mit allen, der „Menschheit ganzer Jammer faßt uns an." Doch auch ein Vorrecht giebt es uns; wir wandeln mit göttlicher Freiheit durch die Welt; engherzige Bande fesseln uns nicht, alle Blumen blühen für uns, und wenn wir sie pflücken, so geschieht es nur, um sie zu einem unvergänglichen Strauß zusammenzubinden, der noch die Nachwelt entzückt."

„Das sind Redensarten, lieber Lothar. Das Genie hat keinen Freibrief — und hätt' es einen solchen, so müßte es sich erst ausweisen. Wer beglaubigt das Genie? Nicht die eigene Meinung, nicht das Urtheil der Zeitgenossen. Und darauf hin glaubt ihr ins Blaue hinein sündigen zu können! Lassen wir das — es ist „Kaviar" für vernünftige Menschen. Wie stehst du mit Theresa Stern?"

„Ich sitze doch hier nicht im Beichtstuhl! Laß uns in den Salon gehen . . . mich fröstelt hier draußen."

„Erst antworte hier, wo uns niemand belauschen kann."

„Ich stehe mit ihr gut, wie immer . . . . sie ist meine Freundin."

„Und nicht mehr?"

„Meine Frau kann sie doch nicht werden."

„Da liegt noch viel dazwischen; doch warum nicht deine Frau?"

„Weil ich keine feste Existenz habe . . . keine haben will — weil ich kein Talent dazu habe; weil ich jede Frau unglücklich machen würde, weil ich am häuslichen Herde Gesichter schneiden würde, wie ein römischer Lar, dem man Mohn und Knoblauch opfert. Lieber eine gespenstisch umherirrende Lemure, als solch ein langweiliger Hausgeist. Ich heirathe überhaupt nicht, weil ich nicht kann und nicht will und nicht Lust habe, einen Selbstmord zu begehen."

„Wohl . . . doch dann darfst du auch nicht treue Gemüther unglücklich machen, welche an die Dauer einer Neigung glauben. Sie sehen es als selbstverständlich an; es bedarf dazu keiner falschen Vorspiegelungen. Und während Theresa fest an dich glaubt, sich in Sehnsucht nach dir verzehrt, vielleicht den Anker ihres Lebens in deiner Liebe sieht, bist du schon auf dem besten Wege, ein anderes Weib zu verführen."

„Welch thörichte Wendung! Doch ich brauche mich darüber nicht zu wundern — unsere Gesetze sind ja so albern, daß sie immer nur im Mann den Verführer sehen. Und in neunundneunzig Fällen von hundert ist er vom Weibe verführt worden. Ich bin für die Emancipation der Frauen; doch dann sollen sie auch hierin den Männern gleichgestellt werden. Lassen wir diese unerquicklichen Gespräche; mich friert; dieser fatale Nordost durchkältet einem Mark und Seele.

(Forts. folgt.)

Das hohe Lied.

Novelette von Paul Bliß.

(Schluß.)

Die Nacht ist vorbei. Das erste Frührothe kündet den nahen Morgen.

Langsam geht es nun durch die Straßen.

Da regt sich's schon allerorten. Zeitungsfrauen begegnen ihm und Bäckerjungen und Milchwagen, ab und zu auch schon einige Arbeiter.

Ein prächtiger Lenzmorgen. Angenehm laue Luft und frischer Blüthenduft vom nahen Park her.

Endlich ist er draußen im Freien. Vor ihm dehnt sich eine große Wiese. Mitten durch rinnt silberhell ein plätschernder Bach. Und von drüben her schimmert hellgrün im Frühlingsgewand der Wald

Unter einem Weidenbaum am Bachesrand läßt er sich nieder und schaut sinnend in die blaue Luft.

Das mußte nun ein Ende nehmen. Dies Leben war zu toll. So konnte es nicht mehr weitergehen. Dreißig Jahr ist er jetzt. Und schon beginnt sein Haar sich zu lichten. Nein, nein, nun war's genug; er hatte „gelebt", nun hieß es vernünftig sein.

Heirathen!

Eine Position hatte er jetzt, auskömmlich und gesellschaftsfähig — also gewiß, nun nach einem Weibe Umschau halten.

Heirathen — — —

Er lächelte ironisch. Das kam ihm doch gar zu putzig vor. Er — und heirathen. Er — und ein Ehemann — — — zu toll. Und was für eine es nun wohl sein würde — — vielleicht gar eine Liebesheirath — hahaha, zu toll — er ein Mann für-de-siècle — und das hohe Lied von der Liebe — — — einfach zu toll.

Und wie er nun so weitergeht und so nachdenkt über das eben Erlebte, da zieht kaleidoskopisch seine ganze Vergangenheit an ihm vorüber, — Bild reiht sich an Bild, eins immer toller wie das andere, — — — und immer nur Genuß, immer nur Fülle und Verschwendung, — kein Streich zu toll, kein Abenteuer zu kühn, — alles hatte er durchgekostet — äh! und nun das Facit: Marasmus, Ekel, Abichen — äh! weg mit diesem erbärmlichen Lumpenleben! — zu Ende kommen!

Langsam geht er weiter, immer sinnend, immer wie traumverloren, — und nach und nach zieht eine tiefe Schwermuth durch seine Seele, eine süße Melancholie überkommt ihn und stimmt ihn weich, weich zum Weinen.

Und konnte es nun nicht alles anders sein? Immer wieder drängt sich dieser Gedanke durch, — — — es lebt doch noch etwas in ihm, ja, ja, er fühlt's wohl! etwas Großes, etwas Edles, aber es schlummert, schlummert seit, — aber da ist's! ganz gewiß! denn er fühlt ja, wie's ihm durch die Seele zuckt, wie's lechzt nach Befreiung, nach Erlösung, — er fühlt's, o Gott! o Gott! — lieben! nur eine wirkliche, eine große, eine himmlische Liebe noch, die allein könnte vielleicht ihn noch retten! so eine, wie das hohe Lied, so eine, ja, ja! so eine!

Ach! er seufzt schwer auf.

Ein erbärmliches Leben!

Langsam geht er weiter und weiter, — und die Sonne steigt höher und höher.

Und rings um ihn wird es Frühling.

Durch all' die Kronen der Bäume, durch all' die grünlich schimmernden Wipfel geht es wie ein geisterhaftes Rauschen, heilig und erhaben, immer auf und nieder. Und all' die jungen Triebe recken sich, mächtig, — die Kastanien platzen ihre Knospen und aus der klebrig braunen Hülle befreien sich junge hellgrünschimmernde Blätter, — und der Flieder ist ganz nahe vor dem Aufbrechen, blüthenschwer sind schon all' seine Zweige, und duftgeschwängert ist rings die Luft, — hier und dort, aus dem Grün hervor, lugt schon ein hellschimmernder Goldregenzweig voll leuchtender Pracht, und auf der Wiese sieht's buntscheckig aus, Gänseblumen und Primeln und Vergißmeinnicht, Sternblumen und Kuhblumen, — und alles bunt durcheinander im saftig grünen Gras; und zwischendurch immer ganze Büschel von schlanken Zittergräsern, die der Windhauch hin und her bewegt. — Und ein Schmetterling flattert heran und nippt die Thauperlen von den Gänseblumen: Frühling! Frühling! Und die Gänseblume nickt: weiß schon! — und die andern alle, die Primeln und Vergißmeinnicht, die Sternblumen und die Kuhblumen, sie auch, sie wissen's alle schon. — Und der Schmetterling flattert weiter: Frühling! Frühling! — Und die plätschernden Wellen bringen eine Menge schneeweiß duftiger Blüthen mit, Obstblüthen vom nahen Garten, die der Wind abgeweht hat, und nun treiben die lustigen Wasser ihr Spiel damit, von einer Welle zur andern, immer auf und nieder, und weiter, immer weiter so: Frühling! Frühling! — Und ein Geruch erfüllt die Luft, stark und würzig; frischer Erdgeruch und Duft von den ersten Frühlingsblumen. Und dazu ein blaugrauer Himmel, und Sonnenschein in verschwenderischer Fülle.

Nun ist es Tag geworden. Jubilirend steigt die Lerche auf und verkündet es der Welt und weckt all' die Schläfer, — und ringsum auf den Bäumen wird's lebendig, sie hüpfen hervor in ihrem bunten Gefieder und schaukeln sich auf den jungen grünen Zweigen und baden sich im leuchtenden Sonnenglanz.

Und er starrt hinein in dies Wunder, starrt all' das an mit blöden unsichern Augen, und weiß sich nicht mehr Rath, denn nach und nach kommt es über ihn, durchrüttelt ihn, — und er ist machtlos dagegen, einfach willenlos. Er starrt und starrt hinein in all' das Wunderbare, das er seit Jahren, seit langen Jahren nicht mehr so erlebt und so erschaut hat, — und er fühlt, wie das Wunderbare, das über ihn gekommen ist, zunimmt, von Minute zu Minute stärker wird, wie es sich auf seine Nerven legt, wie es Einzug hält in sein Inneres, wie ihm die Brust voll wird, zum Zerspringen, wie es durch sein Blut treibt, es schneller pulsiren macht, wie es ihm Kraft giebt, neue frische Lebenskraft und Freude, neue Lebens- und Daseinsfreude, wie es ihn hebt, über sich selbst hinaus, — ja, ein ganz anderer wird er, — fort die Blasirtheit und der Marasmus, — Kraft ist wieder da, und Muth und Freude und Lebenslust.

Frühling! Frühling!

Und plötzlich — — — was, — ist das!?

Da drüben, ganz nahe bei ihm, ein Mädchen, fast noch ein Kind. Schlank und zierlich, im einfach schlichten Kleide. Aus dem lebensfrohen Gesicht blitzen ein Paar schelmisch braune Augen und um den fein geformten Mund spielt ein ebenso schelmisches Lächeln. Langes blondhaar hat sie, das in zwei schweren Flechten über den Rücken fällt, bis weit über die Taille. Ihre Bewegungen zeugen von Kraft und Gesundheit, sind dabei aber leicht, anmuthig, graziös. Sie führt ihr Brüderchen an der Hand, ein Bürschchen von vielleicht zwei Jahren, der wohl eben die ersten Hosen angezogen hat, und nun in übergroßer Freude sich wild umt rummeln möchte.

Der kleine Kerl zerrt und reißt, aber die Schwester hält ihn fest.

Artig sein!

Ach was, er will nicht, — will umherrummeln, sich wälzen und kugeln im grünen Grase, will Blumen abreißen und Schmetterlinge haschen, — und zerrt und zerrt, und reißt und reißt, und zupft und zieht, so lange, bis er wirklich frei ist.

Heisa! Nun aber kann's losgehen! Und er tobt hinein, mitten in die grüne Wiese, über Blumen und Gräser, immer weiter, in athemloser Hast.

Und sie ihm immer nach. Denn sie muß ja über ihn wachen, damit er sich nicht Schaden thut

Das ist eine Jagd.

Laut auffreischend nimmt der kleine Kerl Reißaus, als er gewahr wird, daß die Schwester ihn verfolgt, — und tobt immer hinein in's Grüne, ohne zu sehen, wohin er kommt. — Plötzlich sieht er still, an der Weide ist er jetzt, — und sieht auf der Bank den jungen Mann sitzen. Und mit einem mal ist auch der ganze tolle Uebermuth fort, und er steht mit offenem Munde und großen fragenden Augen vor dem jungen Manne still. Und das Bürschchen kommt heran, ganz dreist und ohne Furcht, und reicht ihm die Hand, — sagt aber noch immer keinen Laut, starrt ihn immer noch neugierig fragend an. Und der junge Mann hebt ihn auf seine Knie und streichelt ihm sein Kraushaar, und fragt ihn nach seinem Namen. Keine Antwort. Immer noch derselbe fragende, verwunderte Blick.

Da ruft die Schwester: „Hans, Hans!"

Doch Hans hört nicht, er fühlt sich ganz wohl und macht durchaus keine Miene, fortzugehen.

Endlich ist die Schwester da. Nun steht sie plötzlich still, denn auch sie hat den jungen Mann nicht früher bemerkt. Sie wird roth im Gesicht und wagt sich nicht weiter heran.

Da ruft das Brüderchen: „komm doch, Onkel beißt nich."

Und der junge Mann hebt den kleinen Buben auf seine Schulter, steht auf und tritt zu dem Mädchen, die er voll stummer Bewunderung begrüßt.

Sie wird darob nur noch mehr verlegen, stammelt einige Worte, — er möge nur entschuldigen, — der Junge sei so wild, — sie habe ihn nicht halten können.

Der Junge aber reitet auf Onkels Schultern, und hopst und strompelt mit Armen und Beinen, dann wieder faßt er den Onkel um den Hals, drückt sein Gesicht an dessen Kopf und lacht und jubelt ganz unbändig. Und ob die Schwester auch redet und schilt, ihm ist's gleich, er läßt sich nicht stören, denn so was ist ihm lange nicht geboten.

Endlich, da das Mädchen einsieht, daß der kleine Kerl nicht hört, und da auch der junge Mann es immerfort duldet, schweigt sie still, und läßt ihn toben.

So gehen sie.

Die beiden jungen Leute still nebeneinander, der Bursche aber auf Onkels Schulter lärmt immer lustig weiter.

Gesprochen wird fast nichts. Knapp daß der junge Mann erfährt, wer sie ist. Endlich aber hat er's doch heraus. Des Parkförsters älteste Tochter ist sie.

Wie sie das gesagt hat, ist sie wieder ganz roth geworden. Und er betrachtete sie nun, stumm und voll Bewunderung, wie sie da neben ihm ging, leicht und graziös, — und bewundert immer nur ihre schöne schlanke Form, und die Anmuth ihrer Bewegungen, und den Liebreiz ihrer Züge, — und kann sich nicht satt sehen an all dem Schönen, das er an diesem einfachen Kinde so nach und nach entdeckt hat.

Am nächsten Kreuzweg stand sie still. Die Mutter würde schon warten.

Der kleine Bube wurde mit Gewalt herunkergeholt von des Onkels Schultern, — natürlich gab's einen heidenmäßigen Lärm, — aber der Onkel war gut, er beugt sich nieder zu dem kleinen Schreihalse und drückt ihm einen heißen Kuß auf den Mund.

Eigentlich war dieser Kuß für die Schwester bestimmt, aber na — er blieb ja in der Familie. —

Dann nahm man Abschied, — und wieder erröthete sie.

Das junge Mädchen mit dem Knaben eilte davon, flink und behend wie ein Reh.

Und der junge Mann sah ihr nach, so lange er sie sehen konnte, — bis sie seinen Augen entschwunden war.

Dann ging auch er, — in den Wald hinein, tief hinein, —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921119043/fragment/page=0002